

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Aemtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 46.

Berlin, Montag den 17. April

1837.

### Spanien.

#### Physiognomie von Madrid.

Noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts soll Madrid ein kleiner armliger Ort gewesen seyn, der mitten in den Wäldern lag, von welchen Castilien damals bedeckt war. Dieser Ort diente den Herren vom Hofe zuweilen als ein Jagd-Rendezvous. Die von den Mauren lange verbundene freie Entwicklung der Spanischen Monarchie war bis dahin noch nicht einmal so weit gediehen, daß dem Reiche ein Mittelpunkt angewiesen werden konnte. Nach der Vereinigung von Castilien und Aragonien schien es, als wollte der Hof sich für immer in Toledo niederlassen, bis Philipp II. zur Herrschaft kam. Dieser Monarch jagte zuweilen in der Gegend von Madrid; er gefiel sich hier und lebete öfter dahin zurück. Später vergrößerte und verschönerte er diesen Aufenthalt, und endlich verlegte er seine Residenz dahin. Seitdem ist Madrid die Hauptstadt der Spanischen Könige geblieben. Aber schon der erste Anblick dieser in ihrer Art merkwürdigen Hauptstadt zeigt, daß nur ein königlicher Wille und nicht das Bedürfnis sie in dieser an allen Hülfquellen so armen Gegend ins Daseyn gerufen habe.

Der Ursprung der meisten Europäischen Hauptstädte ist in Dunkel gehüllt und verliert sich im grauen Alterthum. Eine günstige Lage, die nach und nach eine zahlreiche Bevölkerung anlockte, politische Konjunktoren, die Gründung einiger gelehrten Institute und am häufigsten alle diese Umstände zusammen erwarben jenen Städten eine wirkliche Suprematie, die sie schon besaßen, ehe man daran dachte, ihre Ansprüche zu bestätigen. So war es mit Rom, Paris, Wien, London, Neapel. Nur Berlin und St. Petersburg machen eine Ausnahme von der Regel; aber diese beiden Hauptstädte, von zwei großen Männern in zwei aufstrebenden Staaten gegründet<sup>\*)</sup>, waren wenigstens die Zeugen der politischen Machtentwicklung beider Nationen, deren Centrum sie seyn sollten; sie dienten, gleich den Ländern Preußen und Rußland, als sprechender Beweis dafür, daß der Genius nicht erst die Probe der Jahrhunderte zu bestehen braucht.

Zum Unglück für Spanien war es kein Herrscher von überlegenem Geiste, der seine Hauptstadt ins Daseyn rief, sondern ein finsterner, egoistischer Monarch, dem die Befriedigung seiner Grillen viel mehr, als der Ruhm seines Landes am Herzen lag. Es ist gar nicht zu verkennen, daß diese unweckmäßige Wahl einen schädlichen Einfluß auf die Spanische Nation gehabt hat.

Spanien ist von mehreren unter sich sehr verschiedenen Völkern bewohnt, die durch Gebirgsketten, durch ihre Neigung zu einer seßhaften Lebensweise, ihre geringen Bedürfnisse und die Fruchtbarkeit eines Bodens, der Alles erzeugen kann, seit alter Zeit isolirt sind. Hätte dieses Land nun durch den Genius seiner Fürsten eine zum Handel glücklich begünstigte Hauptstadt erhalten, die den Reichthum, die ganze Energie und die Betriebsamkeit der Provinzen zu sich berufen konnte, um ihnen Alles in noch höherem Maße und besonders mit dem Stempel der nationalen Einheit zurückzugeben, so würde vielleicht dieser einzige Umstand viele von den Hindernissen besiegt haben, welche die Configuration des Bodens und die Verschiedenheit der Nationalitäten darbietet. Nun aber konnte Madrid, wegen seiner Lage in den nackten Ebenen Castiliens, fern von jedem großen Flusse und im Mittelpunkt einer Bevölkerung, die vielleicht die indolenteste auf der ganzen Halbinsel ist, weder zu kaufmännischem Wohlstande, noch zu einem durch diesen Wohlstand bedingten Einfluß auf die Provinzen gelangen. Von einer anderen Seite riefen die berühmten Universitäten zu Alcalá und Salamanca die lernbegierige Madrider Jugend aus dem Schooße ihrer Vaterstadt, so daß Madrid, der Hülfquellen des Handels und der Geschäftsamkeit beraubt, zur Begründung seines Uebergewichts nur das sehr unzureichende Privilegium hatte, dem Hofe und dem Monarchen als Residenz zu dienen. Dies fühlten die Madrider auch sehr wohl; so oft sie von ihrer Stadt reden, sagen sie nicht etwa: „diese Stadt oder Hauptstadt“, sondern „dieser Hof“ (esta corte). Noch verdient bemerkt zu werden, daß, seit Philipp's V. Zeit, Frankreich am Spanischen Hofe den Ton angegeben hat und Madrid also nicht einmal der Brennpunkt der Künste des Luxus werden konnte, wie die meisten übrigen Hauptstädte.

Alle diese Thatsachen dienen zur Beantwortung der Fragen, warum in Spanien die Bewegung nie von einem Mittelpunkte ausgeht, warum die Provinzen Alles thun, immer die Initiative ergreifen und der

Hauptstadt am Ende nichts übrig bleibt, als Amen zu sagen? Sowohl Provinzen als Individuen erkennen nur ein Supremat an, das mit wahrhafter Ueberlegenheit verbunden ist. Wo will man aber diese in Madrid suchen? Der Handel ist so gut als null; von den gelehrten Anstalten weiß man kaum, daß sie existiren, und das Theater hat wenigstens keinen Vorzug vor denen zu Barcelona, Cadix u. s. w. Zwar hat die Regierung in Madrid ihren Sitz; gefällt es ihr aber, etwa morgen eine andere Residenz zu wählen, so ist Madrid nichts mehr. Diese Stadt besitzt also keine wahre Vorzüge, womit sie große Ansprüche rechtfertigen könnte. Auch grollen ihr die Provinzen gar nicht wegen ihrer künstlichen Superiorität. Madrid schießt ihnen Feldherren; sie behalten dieselben und stellen sie, wenn es ihnen (den Provinzen) einfällt, zu rebelliren, ins Vordertreffen. Bei jeder wichtigen Gelegenheit geben sie sich selbst eine Verwaltung, besorgen sie selbst ihre Geschäfte und gehorchen sie der Hauptstadt nur, wenn sie noch etwas guten Willen übrig haben. Auch verdient es Beachtung, daß Madrid, im Falle einer Invasion, immer zuerst unterliegt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es hier keine große Interessen irgend einer Art zu verteidigen giebt. Die überwiegende Klasse in Madrid bilden die Beamten, die allerwärts ein sehr friedfertiges Temperament haben.

Lassen wir aber jetzt die politischen Betrachtungen bei Seite; gehen wir in die Stadt und studiren wir ihre Physiognomie.

Madrid liegt in einer großen Hochebene, die im Norden von dem Gebirge Guadarrama, an jeder anderen Seite aber nur vom Horizonte begrenzt wird. Wer aus Aragonien kommt, dem erscheint Castilien nur als eine Fortsetzung jener öden und traurigen Provinz. Der Boden ist zwar ungemein fruchtbar; er trägt fast Alles ohne Anbau; aber die Bauern haben hier zu Lande einen so eingeleichteten Haß gegen jeden Baum, daß man, zwei oder drei kleine Oliven, Haine abgerechnet, von der Französischen Gränze bis Madrid vielleicht kaum ein halbes Duzend Bäume antrifft.

Durch ein sehr schönes Thor hältst Du in Madrid Deinen Einzug; es ist das Alcalá-Thor, das, gleich den meisten übrigen Thoren von Bedeutung, Karl III. seine Existenz verdankt. Die Alcalá-Straße, eine große und prachtvolle, an beiden Seiten mit schönen Hotels, Kaffeehäusern und Staats-Gebäuden besetzte Straße, führt Dich zu der berühmten Puerta del Sol, einem langen öffentlichen Platze vor dem Post-Hause, in welchen vier der volkreichsten und bedeutendsten Straßen auslaufen. Auf dem großen Platze steht eine Fontaine; ein gewaltig großes Zifferblatt am Giebel einer Kirche, das jeden Abend erleuchtet wird, zeigt der Menschenmenge, die sich hier herumtreibt, Zeit und Stunde an. Was thut man hier? Wenig mehr als Nichts; man plaudert, geht auf und ab, erzählt sich Neuigkeiten, die man weiß und nicht weiß; mit Einem Worte, die Puerta del Sol ist die Börse der mäßigen Leute und der Neuigkeitsträger von Madrid. Außerdem ist sie das Stadtviertel par excellence; jeder Aufruhr hat hier seinen Ausgangspunkt, jedes Extrablatt wird hier zuerst ausgerufen. Hätte die Puerta del Sol noch einen Basar und Garten, so könnte sie das Palais-Royal von Madrid heißen. Ein Fremder, der nur zwei Stunden hier verweilt, hat Madrid in Miniatur gesehen.

Am Abend begiebt sich ganz Madrid nach dem Prado, diesem großen Salon für die Gesellschaft der Hauptstadt. Man geht hier spazieren, man begrüßt sich, man stellt einander seine Freunde vor, man schwätzt und schmaucht Zigarren. Hier siehst Du, was Du in keinem anderen Lande sehen kannst, den Wasserträger (aguador) und den Rutscher seine Zigarre an der eines vornehmen Granden anzulinden, den er vorher darum höflich begrüßt hat. Das Interessanteste aber, was man hier beobachten kann, sind die schönen Frauen-Trachten und die noch anmuthigeren Gesichter. Ich bin weit entfernt, zu bezweifeln, daß es in Frankreich viel mehr und bessere Politiker giebt, als in Spanien; es ist aber nicht weniger gewiß, daß man auf dem Prado in einer Viertelstunde mehr hübsche und schöne Frauen sieht, als die Tuilerieen in acht Tagen aufweisen können.

Mehrere Stadtviertel von Madrid sind mit Pracht und Luxus gebaut; die Straßen Alcalá, Atocha, Montero, San Bernardo, Toledo, Calle Mayor würden selbst in Paris nur wenige ihres gleichen finden. Alle diese Straßen haben ein modernes und herrschaftliches Aussehen, das noch besser gefällt, wenn hin und wieder ein ehrwürdiger alter Bau ihre monotone Schönheit unterbräche. Zwei Dinge sind es, an denen es in Madrid vorzugsweise gebricht: Erinnerungen und geschäftiges Leben. Weder Vergangenheit noch Gegenwart kommen hier genügend zum Vorschein; man sollte fast glauben, die Stadt sey nur von Herzogen und Großen bewohnt. Es giebt dieser Herren allerdings Viele,

<sup>\*)</sup> Berlin soll also eben so von Friedrich gegründet seyn, als St. Petersburg von Peter dem Großen! Man sieht, daß es dem Französischen Verfasser auf einen Anachronismus von funfshundert Jahren nicht ankommt.

besonders zahlreich aber sind die höheren und niederen Beamten; die ganze übrige Bevölkerung scheint nur da zu seyn, um diese Klasse zu bedienen und zu ernähren. Der Tauschhandel ist null, und der Consumtionshandel ist fast ganz in den Händen der Provinz-Bewohner oder der Ausländer. Unter den Schneidern, den Haarkräulern, den Parfümeurs, den Eisenkrämern sind viele Franzosen; es giebt aber noch einige kleine Gewerbe, die nur Madrid aufzuweisen hat. So z. B. flechten die Valencianer Matten, welche den Wohlhabenden als Teppiche dienen; es giebt deren sehr hübsche, wo die Mischung des rohen und des bemalten Strohs artige Zeichnungen bildet. Ferner giebt es einen Salat-Handel, der ganz und gar von Asturien und Gallego's (Galiciern) getrieben wird. Da die Salade bei den Mahlzeiten der Spanier (besonders beim Abendessen) eine große Rolle spielen, so kaufen oder mietben die Asturier in den Umgebungen von Madrid Stücke Land, die sie mit Saladen bepflanzen. Aber der interessanteste und einträglichste aller dieser Gewerbezweige ist der Verkauf des Wassers.

Der feichte, nur zuweilen von Regenwasser gefüllte Manzanares fließt außerhalb der Stadt, tief unter dem Niveau derselben, und würde, wenn er nicht den Fuß einiger Platanen bewässerte, die Reize und den Comfort der Hauptstadt eben so wenig erhöhen, als er den Ausfuhr-Handel zu fördern im Stande ist. Das Trinkwasser der Madrider kommt nicht aus dem Manzanares. In jedem Stadtviertel giebt es Fontainen, deren Wasser vom Guadarrama herkommen soll; dieses Wasser muß geholt und in die Häuser getragen werden, aber der Castilianische Stolz überläßt eine so niedrige Arbeit den Asturien und den Gallego's. Gallizien und Asturien haben überhaupt das Privilegium, ganz Spanien und, wie man sagt, sogar Portugal mit Gefinde zu versorgen.

Der Fontainen giebt es hier ziemlich viele; aber sie fließen nicht eben reichlich. Man sieht marmorne Delfine und bronzene Schildkröten, die ihr Wasser nur tropfenweise in das zu seinem Empfange bestehende Becken fließen lassen. Die Aguadores sitzen um das Becken herum und leiten das Wasser durch eine Röhre von Holz oder Eisenblech in ihre Tönnchen. Das Amt eines Aguador's wird von dem Corregidor bestätigt; der Kandidat muß von ganz unbescholtenem Rufe seyn und ein Paar Unzen Geldes besitzen. Ist vermietet sich ein Gallego als Bedienter und legt in seinem Dienste so viel zu, daß er sich einen „Platz am Brunnen“ kaufen kann; ist er einmal numerierter Besitzer des Platzes, so darf er ihn wieder verkaufen oder auch wohl vermietben. Zuweilen associirt sich ein Wasserträger nach zwei oder dreijährigem Dienste mit einem Schwager, Wetter oder Freunde, und sie wechseln dann alljährlich, d. h. der Eine trägt Wasser, während der Andere nach seiner Heimath wandert, um seine Frau zu besuchen. Ist das Jahr um, so stellt sich dieser pünktlich wieder ein, und der Erste zieht ab — kurz, sie machen es wie Kaffor und Pollur, die, Einer um den Anderen, sechs Monate auf Erden und sechs Monate in der Unterwelt zubrachten. Haben sie das Meier einige Jahre getrieben, so verkaufen sie ihre Stelle nebst Kundschaft für ein paar hundert Piafter und erstehen sich ein kleines Stück Ackerland.

Die Wasserträger wohnen, je vier oder fünf Personen, in Einer Kammer, und jede Kammer hat ihren Chef, der die gute Ordnung aufrecht halten muß. Diejenigen, welche aus demselben Districte sind, bilden außerdem einen Rath (consejo) unter sich, eine Art von Landmannschaft, deren Mitglieder an Sonntagen gefellig zusammentreten und im Fall eines Streites einander beschließen. Zwischen diesen verschiedenen Consejo's oder Landmannschaften giebt es zwar manchmal blutige Händel; aber dessenungeachtet bleiben die Aguadores eine achtbare Corporation, deren Treue und Ehrlichkeit fast sprichwörtlich geworden ist. (J. J. D.)

## Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterfühle der Engl. Kritik.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Kapitel seines Buches über die Englische Literatur finden wir ein schönes Beispiel seiner Art, zu philosophiren. „Nichts“, sagt er, „ist im Leben schön, süß und groß, als die Mysterien.“ Um jetzt aber die Behauptung durch Beweise zu stützen, fährt er so fort: „Das Geheimniß ist von so göttlicher Natur, daß die größten Männer Afiens in Symbolen sprachen.“ Also, weil Menschen im Kinderzustande der Civilisation, in Ermangelung eines besseren Mittels, zu dem plumphen Mittel der Hieroglyphen ihre Zuflucht nahmen, ist das Geheimniß eine Göttlichkeit, und die Erfinder der Schriftzeichen sind nach Ch. gewiß sehr profane Neuerer! Von den alten guten Zeiten dieser Göttlichkeit und von dem ersten Jahrhundert des Christenthums, von welchem Ch. sagt, daß seine „Weisheit auf den Felsen und in den Höhlen bei den Löwen lebte“, ist er so ergriffen, daß er ausruft: „Jours trop tôt évanouis!“ „Der höchste Standpunkt der Bildung“, sagt er, „ist der tiefste Standpunkt der Moralität“ und dgl. Gemeinplätze mehr, die bei Ch. nicht bloß widerlich erscheinen, weil sie Gemeinplätze, sondern weil sie zugleich grundfalsch sind. Wenn er an einer anderen Stelle versichert (wir wissen nicht, in welcher Bibel er's gelesen), „daß Adam der erleuchtete und beste der Menschen, der gewaltigste in der Liebe und im Gedanken war“, so glaube man nicht, daß er sich mit dieser einfachen Wunderlichkeit begnügt, nein, er bedient sich ihrer nur als Grundlage, um eine ganze Fabrik solcher Vernunftfäße darauf zu bauen, in welcher er jetzt unermüdlich mit einem Ehrgeiz arbeitet, der ihn, nicht ganz mit Unrecht, dem Vorwurf des Charlatanismus ausgesetzt hat. Es giebt auch keine Wissenschaft und Kunst, über die er nicht herfällt, wobei er aber immer den Mangel positiver und wohlverarbeiteten Wissens durch Sentimentalität zu decken sucht. Wenn er seine tiefen Kenntnisse der philosophischen Naturgeschichte zum Vorschein giebt, sagt er uns: „Warum haben

die Fische keine Stimme, während die Thiere der Erde des chants et des cris (und oft auch so schöne Phrasen) haben?“ Der Leser erwartet nun irgend eine rhyssikalische Konjektur, nichts von dem! Ch. antwortet mit einer orakelhaften Gravität: „Weil die Gewässer selbst eine Stimme haben, woegen die Erde selbst stumm ist.“ Er will beweisen, daß das Christenthum einen wohlthätigen Einfluß auf die Literatur hatte (ein Thema, das in der Hand eines besonnenen Geschmacks wirklich sehr fruchtbar seyn kann), und ist nicht zufrieden, bis er Voltaire mit Homer, zum Nachtheil des Letzteren, verglichen, und bis er versichert, daß Racine aus der Phädra der Griechischen Mythologie eine schöne christliche Braut gemacht habe. Im gleichen Eifer, stets für die beste Sache den schlechtesten Grund anzugeben, hält Ch. das Christenthum durchweg für günstiger der bildenden Kunst, als die klassische Mythologie, „weil es von einer gänzlich geistigen und göttlichen Natur ist.“ Allein gerade diese ideale Natur ist der Grund, daß wir keine eigenthümliche Skulptur mehr haben und von den Griechen zu borgen gezwungen sind. Das geistig Mystische kann wohl erhabene Eingebung für die Poesie werden, nicht aber für die Bildhauerkunst, ja selbst nicht für die Malerei (?), weil beide letztere von der sinnlichen Gestalt, als ihrem Originale, sich leiten lassen müssen. Daher schreibt sich die große Ueberlegenheit der Griechen, die eine verkörperte Religionsform hatten, über die Völker der mystischen Religionen. Daher hat auch die spiritualistische und mythische Religions-Vorstellung des Osten und in Aegypten die Kunst zur Karikatur und das Ideale zum Ungeheuer gemacht. Götter mit hundert Köpfen sind die Frucht dieser geistigen Ansichten. Ch.'s Behauptungen sind eben so gewagt, als extravagant, und da er nur immer auf der Jagd nach überaus schönen Bildern sich befindet, so fehlt ihm die Ruhe und die schützende Sorgfalt, sich vor Widersprüchen zu bewahren. In einem Kapitel überschreibt er die glückliche Wahrheit, daß das Christenthum den Wissenschaften günstig sey, mit ganzen Ladungen seiner prachtvollsten Blumen, im anderen Kapitel, oder gar noch in demselben, stellt er es wieder als ein unumstößliches Axiom auf und beweint es so bitterlich, daß die Wissenschaften und der Unglaube Hand in Hand gingen, daß Erkenntnisse zur Irreligiosität und Irreligiosität zu Erkenntnissen geführt habe. Nehmen wir diese Mängel zusammen, so werden wir uns erklären können, warum die Dauer des Eindrucks, welchen seine Schriften auf den ruhigen und besonnenen Leser machen, so wenig dem Geräusch entspricht, mit dem sie sich antündigen. Herr von Ch. ist ein Feuerwerker von großer Kunst, — aber Feuerwerke hinterlassen niemals Licht.

In dem uns vorliegenden „Versuch“ verkündet sich der Verfasser als den Gründer einer neuen Schule — aber wir glauben vielmehr, daß er der letzte Anhänger einer alten Schule ist. Er hat den literarischen Charakter Rousseau's nur weiter geführt. Rousseau, dessen Einfluß auf seinen Geist unser Verfasser aufrichtig eingestekt, hat indessen einen in vielen Dingen ganz anderen Genius; er hat heftigere Leidenschaft, umfassendere Sympathie für die großen Interessen des Menschengeschlechts; und trotz so vieler Sophisterei und Declamation schreitet er bei der Behandlung der Dinge zu seinem Ziele auf der geraden Bahn der Logik und gedankenvoller Auffassung. Seine Vorderfäße mögen hier falsch seyn, seine Nachfüße dort; aber seine Uebergänge von den ersten zu den letzteren sind in klarer, methodischer Ordnung. Ch. verachtet alle Ordnung und Symmetrie. Rousseau raisonnirt, und dann läßt er seiner Empfindsamkeit die Zügel schießen; Ch. empfindet von vorn herein, und dann raisonnirt er am unrichtigen Orte oder vergißt es ganz. Auch hätte N. wahrscheinlich sich an die Spitze einer Kolonie gestellt, die den von ihm vergebitterten Naturzustand adoptiren wollte; ob aber Ch. „auf die Felsen und in die Löwenhöhlen, wo die Weisheit zu haben war“, gehen würde, wissen wir nicht genau.

In Betracht, daß Ch. zu einer Schule der Worte, nicht zur Schule der Handlungen gehört, ist er unstreitig der hervorragendste Jünger Rousseau's, dessen „St. Preur“ mit seiner Axtala dieselbe Schwäche und Dürftigkeit des Charakters, aber auch dieselbe überströmende Declamation theilt. Wenn aber Ch. behauptet, er sey der Stifter der neuen Schule in Frankreich, die man die romantische nennt, so wissen wir nicht, wie er zu solchem Anspruch gekommen ist. Victor Hugo, das Haupt dieser Schule, und sein ganzes Gefolge haben ja eine ganz entgegengesetzte Richtung. Bei diesen Männern finden wir die Ueberreibung in den Charakteren, nicht in der Diction — in der Scenerie, nicht in der Empfindung — in der Leidenschaft, nicht in der Rhetorik — in dem stehhaften Streben, nicht originelle Phrasen, sondern originelle Persönlichkeiten hervorzubringen, nicht überraschende Gleichnisse, sondern überraschende dramatische Situationen zu erzeugen. Die Schule Hugo's hat ihren Grund und Boden weder in Ch., noch in irgend einem Französischen Schriftsteller; sie ging vielmehr aus einem plötzlichen Eindringen der Englischen und Deutschen Literatur in Frankreich hervor, und zwar zu einer Zeit, wo der Französische Geist unter den größten moralischen und sozialen Konvulsionen in den Stürmen der Revolution umgerüttelt wurde. Shakespeare und Byron, Göthe und Schiller haben viel mehr zum Bau dieser Schule beigetragen, als alle Französische Schriftsteller, gewesene und lebende, zusammengenommen.

Die Franzosen gefallen sich darin, von literarischen Schulen sprechen zu können, und die beliebte Phraseologie ist, daß jetzt drei oder vier solcher Schulen bestehen. Aber jeder Dichter, der auf einen wichtigen Platz in der Schätzung des Publikums hoffen zu dürfen glaubt, baut sich so zu sagen seine kleine Nebenschule. Ein junger Mensch giebt eine Erzählung oder ein Drama heraus und betrachtet sich als einen Victor Hugo am Anfange der Laufbahn. Sagt ihr ihm nun: „Diese Stelle ist fast unverständlich, dieser Charakter entfernt sich von der Natürlichkeit“, so lacht der stolze Autor verächtlich und antwortet: „Unwissende Kritiker! Alles, was Ihr da im Einzelnen verdammt, ist ein Theil meines Systems; ich habe ja, Ihr Blinden, eine neue Schule gestiftet.“ Die handgreiflichste Folge solcher Schulbaukunst ist der allgemeine Wettstreit, unnatürlich und glücklich zu seyn, und die

neueste Literatur in Frankreich hat bei aller Verschiedenheit in sich selbst doch den gleichen Charakter der Extravaganz, Affectation und Unnatürlichkeit.

Pope und Byron, Männer, die in England die zahlreichsten Klassen von Jüngern hervorgebracht haben, träumten keinesweges, die Gründer von Schulen zu seyn. Der Erste, an Originalität verweifelnd, bemühte sich hauptsächlich, zu feilen und zu vervollkommen; der Andere setzte sich sowohl in den British Bards als im Ehibde Harold zwei beliebte und oft gebrauchte Dichtungsarten zum Muster. Im ersten sah er Gifford und Pope vor sich, im zweiten Beattie und Spenser. Ein großer Dichter ist zu sehr mit seinen eigenen Gefühlen und Gedanken und dem Wunsche, sie großartig und liebenswürdig auszudrücken, beschäftigt, als daß er ans Publikum denken könnte und an die Kunstgriffe, es recht glänzend zu überraschen.

Was Chateaubriand's letztes Werk betrifft, so hat es alle Mängel und Vorzüge der früheren Leistungen, aber wir wollen nicht, wie viele Beurtheiler, behaupten, daß es seine flachste Arbeit sey; gewiß ist, daß die darin herrschende Oberflächlichkeit am ersten von einem Engländer erkannt werden kann. Dieser „Versuch“ gleicht seinen älteren Brüdern darin, daß die Mängel im Ganzen, die Vorzüge aber in den Einzelheiten liegen. Sein Plan ist durchaus verfehlt, aber viele abschweifende Episoden sind zu bewundern. Sobald der Verfasser die Miene tiefer Gelehrsamkeit annimmt, begehrt er die lustigsten Irthümer. Den Ursprung der lateinischen Sprache sucht er in Petruken. Er glaubt, das Leben Homer's müsse von Herodot geschriebeu seyn; „denn“, sind seine eigenen Worte, „es ist ein so reizender Gedanke, daß das Leben des Vaters der Dichter vom Vater der Geschichtschreiber geschrieben sey!“ Ob hätte bei dieser Tirade wenigstens daran denken sollen, daß der Dichter im Pentateuch älter als Homer ist, und daß der späteste Geschichtschreiber in der heiligen Schrift so alt wenigstens wie „der Vater der Geschichte“ ist.

Es giebt hingegen Stellen in dem Buche, die für tausend Fehler entschädigen. Dahin rechnen wir seine Schilderung des Mittelalters, seine Beurtheilung Milton's und Mirabeau's. Zu bedauern ist wieder, daß Ch., der so wenig von Shakespeare's Lebensverhältnissen weiß und wissen kann, da die bestunterrichteten Männer in England wenig wissen, sich solchen willkürlichen Hypothesen in dieser Hinsicht überläßt. Der Schöpfer des Brutus, des Falstaff, des Diabolo und der Desdemona, lauter Charaktere, die aus tiefem Mitgefühl für die Menschheit entsprungen sind, soll „sich selbst und das Menschengeschlecht verachtet haben.“ Der Erzeuger eines Charakters, wie der der Julia, der nur aus den Elementen der Jugend und Liebe gegossen ist, soll „weder an Liebe noch an irgend etwas geglaubt haben“; der Vater Hamlet's, Simon's und Lear's soll „das Leben als eine flüchtige Stunde, als einen vorübergehenden, angenehmen Mißgigang betrachtet haben.“ Diesen Kinderreien, die man eben so leicht nennen kann, als sie Gemeinplätze sind, setzt der Verfasser noch die Krone durch sein ängstliches Streben auf, Shakespeare als einen Katholiken zu reklamiren, indem er versichert, daß sein Vater vermuthlich auch Katholik war!

Chateaubriand geht gleichgültig bei jenen Stellen Shakespeare's vorüber, die von uns, des Dichters unerleuchteten Landsleuten, so sehr bewundert werden, entdeckt aber wieder Schönheiten, die unserem Gefühle bisher ganz entschlüpft waren. Er führt folgende drei Zeilen aus Margareta's Worten in Richard III. an:

Thou didst usurp my place, and dost thou not  
Usurp the just proportion of my sorrow?  
Farewell, York's queen — and queen of sad mischance!”

und ruft dann in einem Ausfalle von Bewunderung aus: „Das ist Tragödie, der erhabenste Punkt der Tragödie!“ Da wir jetzt wissen, welche Stellen den Bicomte bezaubern, so wollen wir Nachsicht mit ihm haben, wenn er sagt, daß beim Barden vom Avon „so viel sich findet, was für den Leser ermüdend ist.“

Es ist ein rühmliches Unternehmen, die noch nicht genügend dargestellte Geschichte der Englischen Literatur zu bearbeiten. Allein dazu sind andere Geisteskräfte nöthig, als der Verfasser der Atala aufbringen kann; der Mann, der sich gewachsen glaubt, die Pflichten eines solchen Unternehmens erfüllen zu können, muß nicht fühlen, wie ein Dichter; er muß auch urtheilen, wie ein Geschichtsforscher.

Die Normannen sind nach den Hellenen das glänzendste Volk (the most splendid people) in der Weltgeschichte. (1) Ihr Einfluß auf die Welt ist riesenhaft und bleibend gewesen. Sie haben die Aristokratie Europa's gebildet, und wir wundern uns über den Stolz nicht, mit welchem Viele bemüht sind, ihren Stammbaum auf den Boden einer so ruhmreichen Nation zu pflanzen. Sie gleichen den ältesten Hellenen an Ehatendurst, Muth und in politischen Verfassungen; aber ihnen fehlt jenes wunderbare Gefühl für das Schöne, welches die Griechen so sehr von allen Völkern auszeichnet. Der erste Einfluß der Normänner auf unsere National-Poesie war dieser nicht günstig. Ihre Gefänge waren theils roh, theils unnatürlich. Die Eroberung durch Wilhelm hemmte plötzlich jeden Aufschwung der National-Literatur, deren Sprache sogar von den Normannen als barbarisch verspottet wurde. Alles nahm jetzt eine Normännisch-Französische Färbung und blieb so bis auf Chaucer (1328 geb.), der, obgleich Abkömmling eines Normannen, Pöfling und Liebling der Großen, doch auf einmal der volkstümlichste Dichter wurde.

Die Angelsachsen, ein ruhiges und Ackerbau treibendes Volk, schienen einen besonderen Hang zur Natur und ihrer Beschreibung zu haben, einen Hang, der bis auf unsere Tage einen auffallenden Zug im Cha-

(1) Unser Kritiker weiß sich nicht derb genug über die Geschichtsunkunde Chateaubriand's lustig zu machen; und doch fällt die Beschuldigung durch die eben aufgestellte Behauptung auf den Ankläger selbst zurück. Hat er nie etwas von einem Volke gehört, das man unter dem Namen „Römer“ kennt? hat er vergessen, daß der Glanz und die Größe der Araber es für Verleumdung halten müßten, mit der geborgten Politur der wilden Normannen verglichen zu werden?

rakter der National-Poesie bildet. Vermöge ihrer Verfassung hatten die Sachsen auch ein starkes Volksgefühl, und früh schon strebten die Dichter in England, bei der großen Menge und nicht bei der Gunst einiger Mächtigen Eingang zu finden. Robert Mannyng, dessen Name den Sächsischen Ursprung andeutet, obgleich er allgemein unter dem Namen Robert de Brunne bekannt ist (er ist der erste bekannte Verfertiger des 14ten Jahrhunderts), erklärt, daß sein „Rhyming Chronicle“ nicht für die Lerid (Gelehrten), sondern für die Lowed (Niedrigen) bestimmt sey.

Derselbe Umstand jedoch, der der aufsteigenden National-Literatur eine Zeitlang allerdings nicht förderlich war, bildete sie auf der anderen Seite vor der Gefahr, ins Stocken zu geraten, und drückte ihr das Gepräge der bleibenden Eigenthümlichkeit auf. Weil sich die ersten rohen Minstrel's an die gemeinen Leute wenden mußten, da die Vornehmen die Normannen oder Normännisch-Gesinnten waren, sie nicht verstanden oder verstehen wollten; weil ihr Gesang auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ertönen mußte, da ihnen Hof und Schlösser verschlossen waren, gerade deshalb, sagen wir, erhielt sich die Sächsische Eigenthümlichkeit fester in dem Kreise des niederen Volkes, wohin sie von der Französischen Sprache gedrängt wurde. Während nun Ritter und Edle auf die Madrigale der ausländischen Sängler mit Wohlgefallen hörten, bildete sich ungestört und allmählig der Volksgeist heran, der zwar Manches vom Festen entlehnte, aber das Genommene erst verarbeitete und es sich anpaßte. So sehen wir Chaucer viel von Italien, Manches von den Normannen borgen, aber doch aus nationalen Verhältnissen seine Stoffe und Formen nehmen und sich an die Nation wenden. Dieser Dichter, der so nah dem Hofe stand und dennoch die Hofsprache der Englischen hintanstellte, gab der letzteren durch sein Beispiel eine Aufmunterung von unermesslichen Folgen. Die „Canterbury Tales“ und „Troilus and Cressida“ begeisterten nicht bloß das besiegte Volk für seine geliebte Sprache, sondern diese wurde dadurch auch den Eroberern schätzbarer.

(Schluß folgt.)

### Ein Besuch auf Sankt Helena.

Im Jahre 1826 war ich Schiffs-Chirurg auf dem „Tarn“, einer königlichen Korvette, die in der Abthe von Bourbon vor Anker lag, als wir von dem Gouverneur dieser Kolonie die Ordre bekamen, unsere Rückfahrt nach Frankreich anzutreten. Wir waren 1825 von Brest abgesegelt, um ein halbes Bataillon vom sechsten Regiment leichter Truppen nach Afrika zu transportiren.

Die Fahrt hatte ziemlich lang gedauert, war aber in ihrer Einförmigkeit durch zwei Landungen unterbrochen worden, die eine in St. Jago, der Hauptstadt der Inseln vom grünen Vorgebirge, die andere am Kap der guten Hoffnung; hier versorgten wir uns mit frischen Lebensmitteln, wodurch auch ein befriedigender Gesundheitszustand unter der Schiffsmannschaft und den zahlreichen Passagieren erhalten ward. Jetzt sollten wir wieder nach Frankreich zurück, ohne irgendwo anzulegen; wir sollten nur von fern vor den einzelnen Inselspitzen vorüberfahren, mit welchen die große Wasserwüste zwischen dem Indischen Ocean und den Fluthen der Manche besetzt ist. Vor Allem aber mußten wir um das Cabo Tormentoso herum, eine Fahrt, die, zumal in solcher Jahreszeit, stets von den furchtbarsten Stürmen bedroht ist. Unsere Vorbereitungen zur Abreise waren getroffen, und den 26. Juni um fünf Uhr früh verließen wir die Abthe von Saint-Denis mit einem leichten Wind aus D. N. D. Noch an demselben Tage verloren wir die hohen Berge der Salaches mit ihrem immerfort brennenden Vulkan aus dem Gesicht, und bald schwammen wir einsam dahin in der weiten Unermesslichkeit des Meeres. Vom Ostwind getrieben, durchschnitten wir den Wendekreis des Steinbocks, und statt der Albatronvögel mit silberglänzenden Flügeln bekamen wir Löwen und Albatrosse zu Gesellschaftern.

Wir näherten uns dem Kap der guten Hoffnung und erblickten den 6. Juli die westliche Spitze von Madagaskar; Alles ließ uns eine schnelle und glückliche Fahrt hoffen, da drehte sich auf einmal der Wind, gerade als wir uns auf der Nadelbank befanden, und sprang von D. nach N. W. Zwölf Tage lang blies er aus dieser Richtung mit der größten Heftigkeit, und unsere Korvette ward ein Spiel der thurm hohen Meereswogen, welche durch die Gewalt hartnäckiger Kapwinde, wie man sie nur in der Nähe der am weitesten in den Ocean ragenden Vorgebirgsspitzen antrifft, bis zu den Wolken emporliegen. Nur schwer erirug das Schiff diesen Stoß, und wir kamen nicht ohne Schaden davon; die Verdeckleihen wurden weggerissen, einzelne Stangen am Nothsteuer und am Bramsegel wurden zerbrochen, und wenn der Sturm nur noch einige Tage gedauert, hätten wir nach Maurice segeln müssen, um daselbst den Schaden auszubessern. Endlich wandte sich der Wind wieder zurück nach D. und S. D., eben so schnell und plötzlich, wie vorher nach N. W. So kamen wir um das Kap herum und schwammen von neuem auf dem Meer der Wendekreise. Den 4. August sahen wir Sankt Helena vor uns, und hier beischloß der Kommandant, vor Anker zu legen. Bald durchschnitten wir den Raum, der uns von der Insel trennte, und um sechs Uhr Abends fuhren wir in die Abthe von James-Town ein, wo sich ein Schiff der Ostindischen Compagnie und einige Kaufahrer befanden. Den anderen Morgen mit Sonnenaufgang feuerten wir einige Begrüßungsschüsse ab, welche die Forts der Insel uns erwiderten.

Im Ganzen bietet Sankt Helena keinen sehr reizenden Anblick; nur einige kleine Thäler, die von dünnen Felsmassen rings eingeschlossen sind, erquickten durch ihr Grün; die Abthe der Insel im Nordwesten ist klein, aber sehr sicher und durch hohe Berge vor dem Wind geschützt.

James-Town liegt in einer tiefen Schlucht am Ufer des Meeres und wird von steilen Hügeln beherrscht, über die einige schmale und gefährliche Fußpfade hinzuführen, welche von den Engländern mit meisterhafter Kunst und Geduld in die Schlacken eingebaut sind; eine kleine Mauer läuft neben dem Wege hin, auf der Seite des Abgrundes, um vor jedem Unglücksfall zu schützen. Diese Höhen werden übrigens durch wohl versehene Forts vertheidigt. Die Stadt besteht aus einer größeren Straße, die eine Viertelmeile lang hinläuft, und aus kleinen Quergassen auf jeder Seite. Das Thor, welches dem Hafendamm am nächsten liegt, ist mit schönen Häusern und trefflichen Magazinen geschmückt, und eine sehr bequeme Landungstreppe führt vor das Magazin der Ostindischen Compagnie. Der höhere Theil der Stadt läuft etwas enger zusammen und hat auch niedrigere Häuser, die aus Lehm erbaut und mit Stroh bedeckt sind. Hier befinden sich die Gärten und Kasernen, in welchen ein von der Compagnie befohlenes Regiment einquartiert ist. Die Bevölkerung von James-Town beläuft sich auf 3—6000 Seelen, die Sklaven mitgerechnet, die zumeist von Malaischer und Chinesischer Race sind und die man an ihrer schwarzgelben Gesichtsfarbe und ihrer sonderbaren Kleidung leicht erkennen kann.

Gouverneur von Sankt Helena war damals der General Alexander Walker, der Nachfolger Hudson Lowe's. Wir besahen ihn nicht zu sehen, weil er sich gerade in seinem Plantation house befand; seine artige Einladung dahin konnten wir nicht benutzen wegen unseres kurzen Aufenthaltes im Hafen und weil wir noch schnell Longwood und das Grab des großen Generals besuchen mußten. Um zehn Uhr früh machten wir uns auf den Weg, in Gesellschaft einiger Kaufahrer-Capitaine und einer Englischen Dame aus Maurice, die den Abend vorher angekommen war; Herr Ned, ein junger Infanterie-Lieutenant, wurde uns zur Begleitung mitgegeben. Wir folgten der Straße auf den Höhen zur Linken und gewöhnten bald Balcomb's cottage vor uns, wo Napoleon die ersten vier Wochen nach seiner Ankunft auf der Insel zubrachte und zum letztenmal vor seinem Tode noch einige glückliche Tage genoss. Diese kleine Meierei liegt wirklich an einem reizenden Ort und besteht aus zwei abgetheilten Hauptgebäuden, die an dem Abhang eines kleinen von Gärten und Wiesen umringten Hügels erbaut sind. Wir erinnerten uns an die Beschreibung des Herrn von Las Cases in seinem *Mémorial de Sainte-Hélène* und erkannten das kleine Thürmchen, welches er über dem Zimmer des Kaisers bewohnte. In der Tiefe der Schlucht springt ein klares Wasser hervor, welches zu den Reizen des Ortes beiträgt und der Landschaft Leben und Bewegung giebt. Wie gern hätten wir nicht der Familie Balcombe unsere Aufmerksamkeit gemacht! Doch die Zeit drängte, wir setzten unsere Pferde in Schritt, um die Aussicht auf diese reizende Wohnung noch länger zu genießen. Bald verloren wir sie durch eine Krümmung des Weges aus dem Gesicht und erreichten den Ort, wo Napoleon begraben liegt. Es ist dies ein tiefes Thal, ungefähr eine halbe Meile von Longwood, wo der Kaiser gern einsam spazieren ging, wo er sich an einer kleinen Quelle hinsetzte, im Schatten einiger Trauerweiden, die, mit ihren zur Erde geneigten Zweigen den Wanderer bedeckend, ihn zu tiefer Schwermuth einzuladen scheinen. Dieses Thal heißt das Val de Sinn und bietet dem Auge höchst mannigfaltige, phantastische Eigenthümlichkeiten neben einander. Hier ungeheure Felsmassen, gleich ihnen zur Seite ein grüner Rasen, über welchen sich ein klares Gewässer hinschlängelt, und ringsherum das Pelargonium mit seiner feurigen Blumentrone, in den schönsten Verschlingungen wuchernd. Dieses Geranium ist, an diesem Ort in solchem Reichthum vorhanden, daß es fast dem ganzen Thal seinen Namen geben könnte.

Hierher ging der Kaiser gewöhnlich spazieren; sein Pferd ließ er in einem kleinen Hause, welches der Graf Bertrand lange bewohnt hat. Wie oft mag er, der so viele Kronen vertheilt und so lange der Gewalthaber der Europäischen Völker gewesen war, wie oft mag er hier einsam gestanden haben, in trauriges Sinnen versenkt, auf demselben Fleck, wo wir uns jetzt befanden, den wir ehrsüchtig mit unseren Füßen betraten und wo jetzt seine sterbliche Hülle ruht! Er selbst hatte diesen Ort zu seiner letzten Wohnung bestimmt; dieselben Bäume, die ihn so oft im Leben gegen die brennende Gluth der tropischen Strahlen geschützt, sollten ihn auch nach seinem Tode überschatten; er wollte neben dem Bach, dessen reine Welle seinen Durst gestillt, den Schlaf der Ewigkeit schlafen. Wir tranken von diesem Wasser; ein alter Englischer Invalide, der mit dem Kaiser auf dem „Northumberland“ nach der Insel gekommen und jetzt bei den Bäumen und dem Grabe zu wachen hat, brachte uns welches in demselben Becher, dessen sich Napoleon bedient hatte. Das Grabmal wird durch einen doppelten Umring geschützt; der eine ist von Holz und in Kreisform; an dem äußeren Umring wird das Auge durch kleine Flecken von Geranium angenehm erquickt. In der Mitte des Ganzen, welche auch am tiefsten liegt, befindet sich der Grabstein, der aus drei großen Stücken besteht und mit einem Gebälge von eisernen, graugefärbten Lanzen umgeben ist, von denen die, welche an den vier Ecken stehen, Todten-Ähren auf ihrer Spitze tragen. Keine Inschrift, kein Name, kein Wappen schmückt das Grab des großen Todten; nur die Trauerweiden bedecken es ganz mit ihren Zweigen. An dem ersten Umring steht ein Schilderhaus, in welchem sich ein Fremdenbuch befindet, wo die Reisenden ihre Namen und ihre Gedanken einschreiben können. Das Buch war natürlich ganz voll davon; besonders bewundern wir einige Verse, die eine junge Dame aus Indien erst neulich bei einem Besuch auf der Insel eingeschrieben hatte.

Woll Schweigen und Andacht verließen wir das Thal des Grabes. Als wir über die Höhe schritten, wandten sich unsere Blicke noch einmal nach der Stätte hin; wir sagten den Helden ein letztes Lebewohl. Um Mittag waren wir nach Longwood zurückgekommen; dieser

Punkt der Insel gehört der Ostindischen Compagnie, und verdankt seinen Namen einigen Aileen von Gummibäumen, Fichten und wilden Pflanzbäumen, die sich ziemlich weit hin erstrecken. Nach Osten zu hat man die Aussicht auf den Indischen Ocean; im Westen wird sie durch die Berge gehemmt. Man ist hier fast in einem fort in nässliche Nebel eingehüllt; es scheint, als ob der Wind und die Dünste der Insel sich verschworen hätten, auf diesem steilen Plateau zusammenzulommen. Ringsherum ist Alles nackt und öde, traurig und unfruchtbar; auch die Vegetation nimmt schon einen halb alpenartigen Charakter an. Hier war der letzte Aufenthalt Napoleon's.

Man kommt nach Longwood durch eine lange Allee von Gummibäumen mit dunklem, fast schwermüthigem Laub. Das Erste, was wir zu thun hatten, war, die Gemächer zu besuchen, die der Kaiser bewohnt hatte. Sein Schlafgemach war jetzt in einen Stall verwandelt, wo sich vier stolze Pferde bäumten. Das Zimmer, in welchem er den Geist aufgegeben, diente jetzt zum Kornboden und war mit einer Mühle versehen; sein Arbeits-Kabinet endlich, das ehemals mit einem grünen Tapetenwerk geschmückt war, um das sich die Begeisterung der Reisenden bis auf den letzten Felsen gestritten hat, schien mir noch das beste Stück in dieser ganzen elenden Baracke, die des großen Unglücklichen so unwürdig war. Jetzt war auch dieses Zimmer von allem Schmuck entblößt, dafür aber reichlich mit Stroh versehen. Hier hat Napoleon dem Herrn von Las Cases seine Memoiren diktiert, und ein kleiner Garten, den er selbst gepflegt haben soll, befindet sich unter den Seitenfenstern des Saals. Das Billard-Zimmer ist ganz zerfallen; überhaupt scheint es, als wollten die Engländer das alte Longwood ganz in Trümmern fallen lassen. Desto mehr Werth legten sie auf das neue Haus, welches man für den Kaiser gebaut hatte, welches dieser nie besuchen wollte und auch niemals bewohnt hat. Dieses letztere Gebäude ist wirklich sehr elegant gebaut und besteht nur aus einem Stockwerk zu ebener Erde. Das Gefälle darin ist von ausgefuchter Pracht, und drei große Säle laufen auf eine schöne Gallerie hinaus nach Osten zu. Dieses Haus ist auch weniger dem Winde ausgesetzt, als das alte Longwood.

Um ein Uhr verließen wir Longwood und eilten nach James-Town zurück, auf einem Wege, der dem vorigen gerade entgegengesetzt war. Ueberall bewunderten wir die Schönheit und Breite der Straßen, welche eine leichte Communication mit allen Theilen der Insel sichern, und wie müßig der Geschicklichkeit der Engländer Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche es sich noch an Orten, die uns fast unbewohnbar scheinen würden, bequem zu machen wissen.

Die Insel St. Helena wurde 1502 entdeckt; es ist ein Felsen des Atlantischen Oceans, der aus dem Meer emporgestiegen und mehr als 300 Meilen von jeder Küste entfernt ist. Das Ganze besteht aus vulkanischen Kegeln, deren Abhänge man für den Ackerbau vortrefflich benutz hat. Ueberall trafen wir sehr artige Merceien von der schönsten Reinlichkeit und Ordnung.

Um vier Uhr bestiegen wir wieder unsere Korvette, und um fünf schwammen wir hin nach unserem schönen Frankreich. (Fr. Litt.)

## Mannigfaltiges.

— Prozesse der gräflichen Familie Solar. Der Pariser Gerichtshof hat ganz kürzlich erst einen Prozeß entschieden, in welchem noch ein Theil der in Kogebue's Schauspiel „der Abbé de l'Épée“ vorkommenden Personen eine Rolle spielt. Bekanntlich war es ein aus Philanthropie hervorgegangener Tritum, den der edle Abbé beging, als er die Ansprüche eines in den Pariser Straßen ausgefundenen jungen Taubstummen auf die Erbschaft der Grafen von Solar in Toulouse verfolgte. Die Sache verhielt sich keinesweges wie in Kogebue's Schauspiel. Der taubstumme junge Graf war wirklich, und zwar an den Pocken, in Bagnères gestorben, und Julius, der Bögling de l'Épée's, blieb ein Findling von wahrscheinlich niedriger Herkunft. Herr Cazeaux aber, Haus-Intendant der Familie Solar, der, als Hofmeister des verstorbenen Knaben, der beabsichtigten Erziehung desselben angeklagt und in Ketten nach Paris geschleppt worden war, wo er mehrere Jahre im Kerker hatte schmachten müssen, bevor die von dem Parlaments-Rath Avril gegen ihn geführte Anklage für nichtig befunden wurde, ward von dem Letzteren, der seine Härte gegen den Unschuldigen wieder gut machen wollte, an Sohnes Statt angenommen und beiratete bald darauf das Fräulein von Solar, die Schwester des verstorbenen jungen Grafen und die einzige Tochter der Gräfin von Solar, welche letztere als Mitschuldige angeklagt und deren Vermögen bei dieser Gelegenheit zum Theil daraufgegangen war. Cazeaux und seine Frau sind vor einiger Zeit kinderlos gestorben, doch hinterließ er eine uneheliche Tochter, deren sich seine Frau mütterlich angenommen und der sie, da Madame Cazeaux später als ihr Gatte starb, ein ansehnliches Legat vermachte. Zum Universal-Erben hatte sie jedoch einen Verwandten des Solar'schen Hauses, Herrn Dausiel, eingesetzt. Bald darauf trat indessen die Mutter der unehelichen Tochter Cazeaux's gegen den Universal-Erben mit einer Forderung von 24,000 Franken auf, die angeblich von einem Lotterie-Gewinne von 12,000 Fr. herrührten, die sie dem Herrn Cazeaux zinslos und mit der Bedingung überlassen haben wollte, daß sie oder ihre Tochter nach seinem Tode die Summe doppelt zurück erhalten würde. Zur Unterstützung dieses Anspruches ward eine Urkunde vom 8. September 1816 vorgelegt, kraft welcher der Gerichtshof von Corbeil den Herrn Dausiel zur Zahlung verurtheilte. In der letzten Instanz vor der cour royale von Paris ist jedoch jene Urkunde für eine zum Nachtheil des Erbschafts-Vertrages der Cazeaux'schen Eheleute von dem Gatten einseitig aufgestellte Schenkungs-Akte erklärt und die Klägerin mit ihrer Forderung abgewiesen worden.